

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 24

Rubrik: Literatur und Kunst des Auslandes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der die Gestalt gleichsam auch psychisch umschreibt, die dekorative Vereinfachung, der koloristische Geschmack — man stand vor einer erstaunlichen Leistung.

Cette existence toujours vibrante, toujours tendue à bout de nerfs, et cet effort affolant, torturant où il se consuma: diese Charakteristik stammt von Octave Mirbeau; sie faßt den Eindruck, den auch die Zürcher Ausstellung machte und zwar unvergeßlich machte, entscheidend zusammen. A bout de nerfs, und darum auch eine Kunst, die wir verstehen . . .

Von der Kunstgesellschaft war der Berner Ordinarius Artur Weese als Interpret dieser van Gogh-Kollektion geladen worden, und in der Ausstellung selbst sprach er in seiner lebendigen, das Entscheidende scharf und eindringlich her-

aushebenden Weise vor einem gewählten, dankbaren Auditorium über den Künstler. Und er unterließ auch nicht, mit freudiger Genugtuung auf die Schweizer Künstler hinzuweisen, die neben van Gogh zur Ausstellung gelangt waren, zum Teil, wie Amiet und Giovanni Giacometti, im selben Oberlichtsaal, während im vorderen Saal den beiden genannten sich noch der Luzerner Hans Emmenegger mit einer Serie von Landschaften angeschlossen. Amiet und Giacometti, höchst ehrenvoll vertreten, verleugnen in ihrem mächtigen und prächtigen farbigen Wollen und Vollbringen den Zusammenhang mit Vincenz van Gogh nicht; aber sie sind genügend starke Individualitäten, um das Eigene, was sie in sich haben, in eigener Sprache zu sagen.

H. T.

Literatur und Kunst des Auslandes

Noch einmal Mustergültiges im französischen Buchhandel. Es ist schade, daß Herr E. P.-L. die löbliche Tendenz seiner Ausführungen durch einzelne Ungenauigkeiten und die Beschränkung auf die schöne Literatur um ihre volle Wirkung gebracht hat. Der schlechte Druck, d. h. die Verwendung alter, abgesprungener Lettern ist allerdings die „partie honteuse“ der französischen Bücher; sie entstellt auch Ausgaben, die sich im übrigen recht vorteilhaft präsentieren und kann den Genuß an der Lektüre wesentlich stören. Anders steht es schon mit der Frage des Einbandes. Die französischen Bücher (auch die Einfranken-Ausgaben) sind zum Unterschied von den meisten deutschen in der Regel so geheftet, daß sie auch nach dem Aufschneiden nicht auseinanderfallen. Ich besitze seit Jahren die fünfbändige Ausgabe von Taines Geschichte der englischen Literatur broschiert und obwohl sehr stark benutzt, halten die dicken Bände noch so fest wie am ersten Tag, ebenso fest als wenn sie sogleich gebunden

worden wären. Außerdem läßt der billige Preis (die mit Fr. 3.50 angeschriebenen Bücher kosten in Frankreich bekanntlich 3 Fr.; in der Ostschweiz werden sie mit einem Aufschlag von 25 Prozent für Fr. 3.75 verkauft!) leicht die Ausgabe für den Einband erschwngen, den sich der Franzose eben lieber nach eigenem Geschmack wählt; auch so ist das Buch im allgemeinen noch billiger als ein deutsches eingebundenes. Es ist dabei keineswegs richtig, daß in Frankreich nur einheimische Bücher gut zu bekommen sind; Nießche z. B. kauft man billig und schön zugleich besser in der französischen als in der deutschen Ausgabe, und auch die „Bibliothèque nationale“ umfaßt keineswegs, wie Herr P.-L. anzunehmen scheint, bloß französische Werke, vielmehr auch die antike Literatur, englische, deutsche, italienische u. Klassiker. Sie enthält bloß weniger Nummern als die Reklamausgabe, weil sie sich mehr als diese auf die Werke von altbewährtem Rufe beschränkt, hat dafür allerdings auch bessern Druck und besseres

Papier als jene. Es trifft auch keineswegs zu, daß man für 95 Cts. nur illustrierte Ausgaben neuer Romane kaufen kann; die bei Ollendorff erscheinende „Collection des Grands Romans“, die u. a. auch Werke von Maupassant, Theuriet, Serrao enthält, und von der jeder Band für 95 Cts. verkauft wird, bringt zahlreiche gute, neue Erzählliteratur in prachtvollem Druck auf schönem weißen Papier ohne Illustrationen.

Vor allem aber wäre es, scheint es mir, wieder einmal Gelegenheit gewesen, darauf hinzuweisen, daß die französischen Verleger ihre billigen Ausgaben keineswegs auf die Belletristik beschränken. Nicht nur geben sie ältere Werke der wissenschaftlichen Literatur, wenn die Nachfrage nur einigermaßen anhält, in billigen Neuauflagen heraus, und zwar, ohne irgendwelche Kürzung, Weglassung der Anmerkungen oder Bearbeitung, wie es bei analogen deutschen Ausgaben beinahe die Regel ist, so daß z. B. die bereits erwähnten fünf Bände von Taines englischer Literaturgeschichte, trotzdem sie ganz genau ebensoviele enthalten wie die alte Ausgabe in Großoktav, für den Spottpreis von 15 Franken zu haben sind, sondern auch die ganze neueste wissenschaftliche Produktion ist, soweit sie sich nicht ausschließlich an Spezialisten wendet, für einen jederman erschwinglichen Preis zu haben. Die famose „Bibliothèque de Philosophie contemporaine“, in der z. B. die meisten Werke von Ribot, Tarde, Lebon usw. und auch viele Ausländer wie Spencer, Hartmann, Lombroso für Fr. 2.50 der Band zu haben sind, die „Bibliothèque de Philosophie scientifique“, bei der übrigens auch die Ausstattung allen Ansprüchen genügt und in der sich jeder z. B. Poincarés „Valeur de la Science“ für 3 Franken zutun kann, wären hier vor allem zu nennen. Wahrlich es ist kein Wunder, wenn unter diesen Umständen die neueste Schrift Poincarés es ebenso gut wie ein Moderoman in kurzer Zeit auf das zehnte Tausend bringt und der Bücherfreund, dessen Mittel nicht unbe-

schränkt sind, sich fragt, ob er sich die Hauptwerke der deutschen und englischen Philosophie und Naturwissenschaft nicht lieber für 2 oder 3 Franken in der französischen Uebersetzung kauft, als für das vier- bis achtfache im Original. Mit der historischen und philologischen Literatur verhält es sich übrigens nicht anders; nur wird hier etwas weniger übersezt. Wäre es nicht eine schöne Aufgabe der deutschen Verleger, dafür zu sorgen, daß das Publikum von den Bibliotheken, die sich fast allein ihre Ausgaben anschaffen können, etwas unabhängiger würde? Allerdings der erste Schritt wäre — und hier wird man Herrn P.-L. vollständig zustimmen können — die Abschaffung des unvernünftigen Konkurrenzbetriebes, der sofort, wenn ein Unternehmen eines Verlegers Erfolg hat, ein ähnliches gründet. Ob da erst eine Krise, wie sie voriges Jahr auf dem Automobilmarke herrschte und gegenwärtig die Hotelindustrie zu ergreifen droht, eine Änderung hervorbringen kann? E. F.

Der Berliner Theaterwinter 1907/08.

Bis in diese Tage hinein haben die Theater ihre Pforten offen gehalten. Man hatte das Gefühl, daß sie durch die Quantität der Theaterabende ihre Qualität ersetzen wollten. Ich habe seit der Hauptmann-Premiere nicht mehr über neue Stücke und Autoren berichtet. Im ganzen will ich es heute nachholen.

Der stärkste Eindruck des Winters war zweifellos die Aufführung des „John Gabriel Borkmann“ im Lessing-Theater. Es ist stets die größte Freude zu fühlen, wie wir Tag für Tag reifer für Ibsen werden. Dieses Alterswerk hatte man einst verlacht, und heute lauschten in ausverkauften Häusern die Zuschauer tiefergriffen der großen Auseinandersetzung des Bankdirektors, den Reicher meisterhaft spielte, und der Frau, deren Liebesleben er gemordet hat. (Else Lehmann.) Am unvergeßlichsten aber bleibt der Anfang des zweiten Aktes, das Gespräch zwischen den beiden Freunden, dem aus dem Zuchthaus gekommenen „John Gabriel“, der sich in Positur stellt, sobald es an der Tür klopft, da er in

jedem Augenblick den Mann erwartet, der ihn zurückberuft zu seinem hohen Posten, und dem alten „Wilhelm“, dem Dichter eines Trauerspielles, den die Welt verkannt hat. Wie sie beide sich einwiegen in ihre Träume von der Zukunft, wie ein verletzendes Wort fällt, und wie beide einander nun entgegenschleudern, daß sie sich selbst belügen, das scheint mir einer der Gipfelpunkte des modernen Dramas.

Das „Deutsche Theater“ erweckte Schillers „Räuber“ zu neuem Leben. Die großen Szenen in den böhmischen Wäldern hatten Reinhardt gereizt. Und wahrhaft, der Atem stockte im Parkett, da die Räuber den zurückkehrenden Koller begrüßten. Die Einzelleistungen von Wegener als Franz und Beregi als Karl Moor verblähten neben dem Eindruck der Massenszenen. Schließlich überkam den Zuschauer doch ein Gefühl des Zweifels, ob ein moderner Mensch überhaupt noch irgend ein warmes Interesse für dieses Stück der Engel und Teufel haben kann.

Dieser Zweifel lebte keinen Augenblick auf im „Kammerspielhaus“, wo des alten Aristophanes Ewigkeitskomödie „Lysistrata“ in einer geradezu überwältigenden Aufführung in Szene ging. Die Massenszenen der Weiber, die sich gegen die Krieg führenden Männer verschwören, bilden einen Höhepunkt moderner Regiekunst. Man vergißt es nicht, wie sie — in wunderbaren, von Emil Orlik entworfenen Kostümen — durcheinanderrennen, schreien, mit den Füßen aufstampfen, in die Hände schlagen und ihre Tücher werfen. Und Gertrud Eysoldt als Lysistrata! Unbeschreiblich, wie sie die Treppen der Burg hinauf- und hinabsteigt. Selbst Schildkraut trug als heimkehrender girrender Gatte diesmal zum Gelingen des Ganzen bei.

Man sieht: die alten Toten siegten in diesem Winter. Wo blieben die Lebenden? Hauptmann erlitt eine Niederlage, Sudermanns Einakter wurden überhaupt von keinem Berliner Theater aufgeführt, Halbes Drama „Das wahre Gesicht“ teilte dieses Schicksal und Hirschfelds Einakter, über

deren Langweiligkeit und Banalität ich schon berichtet habe, teilten es leider nicht. Zwei Dramen von Wert: Babs „Der Andere“ und Emil Strauß' „Hochzeit“, ein Werk, das die Hand der Natur selbst geschrieben zu haben scheint, aber kein Drama, sondern eine Novelle in sechs Kapiteln, fielen durch, dieses im Kammerspielhaus, jenes im Hebbeltheater. Überhaupt dieses Theater, das nach dem großen Maurersohn aus Wesselsburen genannt ist! Äußerlich ganz entzückend; aber innerlich eine solche Stillosigkeit, daß man ihm trotz der immer neu hineingesteckten Gelder ein nahes Ende voraussagen kann, ebenso dem „Neuen Theater“, das in dieser Saison nicht ein Stück von Bedeutung brachte. Dagegen hat auch dieser Winter der „Neuen Freien Volksbühne“ eine erhebliche Vermehrung der Mitgliederzahl gebracht. Von ihren ordentlichen Vereinsvorstellungen waren bemerkenswert die Erstaufführung von Stirnbergs „Die Hemsöder“, Tschechows „Die Möwe“, Wilhelm Holzamers: „Um die Zukunft“ und die Neueinstudierung von Anzengrubers „Das vierte Gebot“.

Das „Berliner Theater“, aus dem Herr Bonn seinen Auszug gehalten hatte, blieb herrenlos und tritt erst im nächsten Winter unter den Direktoren Meinhard und Bernauer in die Reihe der führenden Theater unserer Hauptstadt. Die beiden Schillertheater und das Friedrich-Wilhelmstädtische Schauspielhaus machten sich durch relativ gute Volksvorstellungen unserer Klassiker und der besten unserer modernen Dichter sehr verdient. Besonders die Aufführungen der Hebbelschen Nibelungen-Trilogie und der Shakespeareschen Komödie von der bezähmten Widerspenstigen verdienen jedes Lob. Den größten materiellen Erfolg aber trug zuletzt das „Kleine Theater“ davon, von dessen naher Katastrophe man nach den ungezählten Mißerfolgen im Anfang der Saison schon gemunkelt hatte. Es siegte mit Gustav Wieds Komödie: $2 \times 2 = 5$. Ich kann dem Stück keine allzu große literarische Bedeutung beimessen. Aber diese Geschichte des famosen

Schriftstellers Abel, der um seiner Überzeugung willen sein Weib verliert und ins Gefängnis wandert, dem sich seine Geliebte um den Hals wirft, um ihn dann in seiner eigenen Wohnung mit einem Chauffeur zu betrügen, und der endlich selbst Redakteur eines konservativen Blattes wird, ist witzig, geistvoll, lustig und unterhaltend. Das Spiel aller, besonders des Schriftstellers und seiner Wirtin, war meisterhaft. (Abel und Grüning.)

Der Winter schenkte uns also einen neuen Dichter: Gustav Wied. Und ein anderer, den man, obwohl er sich der besten Gesundheit erfreut, längst tot glaubte, erwachte zu neuem Leben: der Dichter des „Raub der Sabinerinnen“. Zuerst spielte man das Stück als einmalige „Extravorstellung“ im Lessing-Theater. Da aber das Publikum sich buchstäblich vor Lachen auf der Erde wälzte, so blieb es nun allabendlich auf dem Spielplan. So endeten in diesem glorreichen Theaterwinter Basse- mann, Forest, Else Lehmann und das Lessing-Theater, auf dessen Fahne die großen Namen Henrik Ibsen und Gerhart Hauptmann stehen. — — —

2×2=5.

K. G. Wndr.

Das Urheberrecht am musikalischen Motiv. Der Gerichtshof von Dresden hat eine interessante prinzipielle Entscheidung über eine schwierige Frage des Urheberrechtes gefällt. Ein bisher wenig bekannter Komponist Noren ließ kürzlich in Dresden eine „Kaleidoskop“ betitelte Symphonie aufführen. Ein Satz dieser Symphonie besteht aus Variationen über das Hauptthema des „Heldenlebens“ von Richard Strauß, und das Finale in Form einer Fuge beruht auf dem zweiten Thema derselben Tondichtung. Noren gab dies auch ausdrücklich auf dem Konzertprogramm an. Richard Strauß erblickte darin eine Verletzung seines Urheberrechtes und verklagte den jungen Komponisten. Das Gericht gab aber diesem recht auf Grund eines streng wissenschaftlichen Urteils, das zwischen Motiv, Leitmotiv, Thema, Phrase und Melodie fein unterscheidet. Das Motiv ist nach dem Gericht

die kleinste Einheit des musikalischen Gedankens, das Thema besteht aus einer Reihe wiederholter oder nebeneinandergestellter Motive, die Melodie dagegen stellt eine Reihe von Noten dar, durch die ein musikalischer Gedanke eine sangbare Form erhält und die deshalb eine gegliederte und vollkommene Einheit darstellt. Im Motiv sowohl wie im Thema kann das melodische Element der Musik zum Ausdruck kommen, aber ein melodisches Motiv oder ein melodisches Thema sind noch keine Melodien. Das Hauptthema des Heldenlebens kann als ein melodisches Thema bezeichnet werden, aber es ist keine eigentliche Melodie. Das zweite Thema steht zur Melodie in einem direkten und gewollten Gegensatz. Während nun die Melodie unter den Schutz des Urheberrechtes fällt, sind das Motiv und das Thema frei. Noren hat daher mit vollem Recht die beiden Themen benutzt. Das Schönste an dem ganzen Streit ist aber, daß Richard Strauß das Hauptthema des „Heldenlebens“ unter Veränderung einer einzigen Note aus dem ersten Satz der „Eroica“ Beethovens entnommen hat!

Ruederers „Wolkentafelsheim“. Das Münchener Künstlertheater, das sich bisher nur mit mustergültigen Wiedergaben älterer Werke befaßt hatte, gab am 4. Juli seine erste Uraufführung einer modernen Komödie. Josef Ruederers „Wolkentafelsheim“ wurde mit großer Spannung erwartet, da man wußte, daß es eine Satire auf die künstlerischen und kulturellen Verhältnisse Münchens sein würde. Der Dichter hat sich enge an Aristophanes „Vögel“ angeschlossen, die er nicht nur als Rahmen für den äußerlichen Gang seiner Komödie braucht, sondern auch in ihrem ätzend witzigen Geist zu erreichen sucht. Trotz der vortrefflichen Wiedergabe und sorgfältigen Ausstattung erreichte das Werk keinen vollen Erfolg; nach den beiden ersten Akten, die allgemeinen Beifall gefunden hatten, schien das Publikum ermüdet und gelangweilt. Die Komödie soll in Berlin bei Reinhardt

wiederholt werden und dann als Buchausgabe erscheinen; die Kritik betont, daß man erst dann, wenn das Werk ruhig und eingehend auf seine dichterischen Schönheiten geprüft werden kann, sich ein endgültiges Urteil bilden darf.

„Toteninsel“ und Vergnügungslokal. Während der deutsche Kaiser einen Teil des nordischen Touristenstroms durch seinen prunkhaft in Szene gesetzten Aufenthalt in Korfu nach der Insel und ihrer Umgebung lenkte, erschien in einer deutschen Tageszeitung ein Inserat, das eine gewisse Beunruhigung erregte. Ein Unternehmer suchte das nötige Kapital, um auf der Insel Pondikonisi, die das Vorbild zu Böcklins „Toteninsel“ sein sollte, ein „Vergnügungsetablisement ersten Ranges“ zu errichten. Der Plan scheint inzwischen wieder ins salzige Wasser der „bitteren Adria“ gefallen zu sein, da offenbar für ein solches Unternehmen sich doch

kein Geld fand. Es muß aber festgestellt werden, daß Böcklins Andenken durch das Zustandekommen dieser Absicht nicht im geringsten berührt worden wäre. Die Ansicht, daß Pondikonisi das Urbild der „Toteninsel“ sei, ist erst 1898 von Prof. Fritz Hommel aufgestellt worden. Ihr widerspricht die ganze Entstehungsgeschichte des Gemäldes und des Meisters eigenes Zeugnis. Böcklin war gar nicht nach der kleinen Insel bei Korfu gekommen. Das Bild entstand im Frühjahr 1880 in Florenz auf Bestellung der Gräfin Oriola, die „etwas zum Träumen“ wünschte. Böcklin malte es ohne Hilfe von Studien; doch gab er später selber zu, daß ihn dabei ein Motiv aus den Ponzainseen im Golf von Gaëta beeinflusst hat. — Das germanische „Vergnügungsetablisement“ auf Pondikonisi wäre also eine rein interne Frage griechischen Heimatstolzes. —

Hector G. Preconi.

Bücherschau

La Langue et la Culture française en Suisse. Imprimerie du Journal de Genève. Par Paul Seippel 1908, 35 Seiten.

Der bekannte Literaturprofessor unseres Polytechnikums entwickelt in dieser, aus einer Artikelserie im Genfer Journal entstandenen Broschüre seinen Standpunkt in der Sprachenfrage und nimmt Stellung zu der voriges Jahr erfolgten Gründung des welschen Sprachvereins. Seine Ausführungen decken sich in der Hauptsache mit denen unseres Aufsatzes über „Sprachenkampf und Sprachenfrieden“ in Nr. 19 dieser Blätter, und wir sind für Zustimmung von welscher Seite und von einem so hochangesehenen, eleganten und einflußreichen Schriftsteller doppelt dankbar.

Zweierlei scheint uns dabei besonders beachtenswert. Einmal, daß Seippel sich entschieden gegen einen Beitritt des welschen Sprachvereins zu der pangallischen *Fédération internationale pour la culture*

et l'extension de la langue française erklärt, da sie offenbar einen polemischen und propagandistisch-offensiven Zweck verfolgt. Über die Rassenzugehörigkeit und das sehr unbestimmte Rassenideal geht ihm die feste politische Zugehörigkeit zu den deutschen Eidgenossen, mit denen er sich nicht nur vertragen, sondern auch immer besser verstehen, und an die er sich immer enger anschließen will, natürlich bei voller Wahrung seiner Sprache, ihrer Pflege und ihres gegenwärtigen Kulturbestandes.

Das zweite wichtige Zugeständnis Seippels ist seine Meinung, daß ein Angriff auf die welsche Kultur in der Schweiz nicht erfolgt noch zu befürchten sei, daß also von einer Verteidigung*) im Ernst nicht geredet werden könne. Kleine gelegentliche Übergriffe kommen auf beiden Seiten vor

*) Der welsche Sprachverein sollte ursprünglich *Union romande pour la culture et la défense de la langue française* heißen; das Wort *défense* wurde aber auf Seippels Antrag gestrichen.